

Laudatio von Prof. Dr. Martin Lüdke auf den Bloch- Preisträger Prof. Dr. Eric J. Hobsbawm

Robin Hood, der Imperialismus, die Globalisierung und Count Basie

Ein Versuch, aus dem Historiker Eric Hobsbawm schlau zu werden

Kleinkarierte Mitstreiter

Als es mir passend schien, noch länger an einer politischen Zeitschrift mitzuarbeiten, die sehr subalterne Beiträge hatte, antwortete mir ein davon unberührter Freund: "Wenn hundert Katzen vor dem Berliner Schloß stehen und miauen, so achte ich nicht darauf, daß es Katzen sind, sondern daß sie protestieren, stelle mich neben sie und miaue mit." Das war zweifellos gut gegeben, das verwendete Bild stimmte. Nur: es gibt besonders heutzutage eine Unmenge Leute, die kein Recht darauf haben, recht zu haben. Die den kalten, gar vorher den heißen Krieg mitmachten und nun sozusagen dasselbe sagen wie rote Getreue, die mit viel gar uneins sind, was aus herrschenden Genossen geworden ist. Nur diese Art Unzufriedene, als eine bewährte, zum Unterschied von den bloßen Katzen des kalten Kriegs, kann heute ihren Mann stehen, buchstäblich ihren Mann mit Rat und Tat, nicht ihren opportunistischen Tagdieb.

(Ernst Bloch: Spuren)

Ich darf gleich mit der Tür ins Haus fallen.

Historiker sind umständliche Menschen. Sie fahren, wenn sie von Ludwigshafen, um Ernst Blochs Geburtsstadt für einen Moment als Nabel der Welt zu nehmen, wenn sie von Ludwigshafen nach Rom wollen, über Oslo, wenn nicht gar Odessa. Sie leben in der Gegenwart und blicken in die Vergangenheit und schielen aber dabei auf die Zukunft, "sei es auch", wie Eric Hobsbawm einmal einschränkend bemerkte, zuweilen "nur nachträglich."

Sie tragen schwer an der Last der Geschichte und, besonders heutzutage, nachdem die zerbröckelte Geschichtsphilosophie ihre Altlasten auch noch bei ihnen abgeladen hat, haben sie erhebliche Mühe, den vielen Ansprüchen, die an sie gestellt werden, legitime, überzogene, absurde, gerecht zu werden. Von ihnen wird, nur allzu oft, nicht Beschreibung und Analyse, nicht Erklärung, sondern Sinngebung erwartet.

Manche Historiker versuchten, diesem Dilemma von vorneherein aus dem Weg zu gehen. Einigen ist es, scheint mir, gelungen. Andere haben sich nur um so tiefer darin verstrickt. .

Wie ein Wimpel, hinter dem organisierte Reisegruppen durch die Attraktion des Massentourismus geschleust werden, ragte einst die vormals sehr berühmte, die elfte der sogenannten "Feuerbach-Thesen" aus dem breiten Gebrummel narrativer Geschichtsschreibung heraus. Die Geschichtswissenschaftler, die weder Archivare bleiben noch Missionare werden wollten, haben Marxens These, um die es sich hier handelt - den ursprünglichen Adressaten souverän ignorierend - für ihre Zwecke kühn umgedeutet: *Die Historiker* (Hobsbawm sieht sogar auf den gesamten Bereich der Sozialwissenschaften betroffen) "haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kömmt aber darauf an, sie zu verändern." Sie begreifen also die Historizität unserer Welt als Möglichkeit ihrer Veränderung. Sie nennen - bzw., denn hier muß nun die Erzählzeit wechseln - sie nannten ihre Methode "Historischen Materialismus" und sich selbst "marxistische Historiker".

Es ist, das konnte auf Dauer nicht verborgen bleiben, eine aussterbende Spezies. Einer ihrer prominentesten Vertreter soll heute hier mit dem Ernst-Bloch-Preis der Stadt Ludwigshafen geehrt werden. Allerdings, um es unmißverständlich zu sagen:

Nicht, weil er dieser Spezies angehört, nicht weil er ein marxistischer Historiker ist, nicht weil er sich noch immer materialistischer Methoden bedient, nein, weil Eric Hobsbawm, weltweit unbestritten, zu den bedeutendsten Geschichtswissenschaftlern des 20. Jahrhunderts zählt. Gerühmt für die schier unglaubliche Weite seines universalgeschichtlichen Horizonts, für seine einzigartige Kenntnis der europäischen Sozialbewegungen von ihren spätmittelalterlichen Anfängen bis in die Gegenwart, für die Schärfe des analytischen Instrumentariums, das er zum Studium seines jeweiligen Materials jeweils entwickelte, gerühmt für den stets reflektierten Umgang mit dem gesamten Repertoire methodischer Ansätze, die einem heutigen Historiker zur Verfügung stehen. Und zudem gesegnet mit der Gabe, auch noch verwickeltesten historischen Phänomene ebenso präzise wie anschaulich zur Sprache zu bringen.

Hobsbawm hat die bürgerlich-kapitalistische Welt von ihren industriellen Anfängen im 18. Jahrhundert an bis zu ihrer bislang letzten Entwicklungsstufe der Globalisierung in einer ganzen Reihe von großen Arbeiten beschrieben, die größtenteils zu Standardwerken der historischen Forschung geworden sind. Mit seiner breit angelegten, dreibändigen Darstellung des 'langen' 19. Jahrhunderts hat er ein Standardwerk vorgelegt. "Bürgerliche Revolutionen 1789 bis 1848", dann "Blütezeit des Kapitals 1848 - 1875" und schließlich "Das imperiale Zeitalter 1875 - 1914" beschreiben die Entstehung und Entfaltung der bürgerlich-kapitalistischen Moderne. Es ist, wie eine später populär gewordene Formulierung von ihm besagt, "das lange Jahrhundert" eines epochalem Umbruchs, der mit seinen Problemen und Widersprüchen sowohl auf die Weltkriege zusteuerte, ebenso auf die mit vielen Hoffnungen und Erwartungen verbundenen Revolutionen und schließlich zu den großen Katastrophen des 'kurzen' 20. Jahrhunderts.

Hobsbawm, der sich selten zunftgemäß verhielt, hat übrigens, je älter er selber wurde, desto öfter übrigens den Umweg über die Geschichte gemieden und sich auf die Gegenwart eingelassen, und sogar auf die Zukunft geblickt, ins, so der deutsche Titel des Buches, "Gesicht des 21. Jahrhunderts" etwa. Gleichwohl kann und konnte er nicht verhindern, daß bei jedem seiner Schritte und Tritte die stupende Gelehrsamkeit offenkundig wird, die immer wieder ebenso überraschende wie verblüffende Einsichten hervorbringt. Daß es in dem dünn besiedelten Kanada mehr Telefone gibt als auf dem gesamten afrikanischen Kontinent, ist überraschend genug, aber daß bei der Befriedung Bosniens 64.000 ausländische Soldaten dort stationiert wurden, verblüfft dann doch, wenn man hört, daß die Engländer den ganzen indischen Subkontinent mit weitaus weniger Militär beherrscht hatten. Oder, ein ganz anderes Beispiel, das "richtige Tempo", mit dem Hobsbawm in seinem neuesten Buch "Uncommon People. Resistance, Rebellion and Jazz" (das im nächsten Frühjahr auch auf deutsch erscheinen wird), Zusammenhalt und Erfolg von Count Basies Band erklärt.

Hobsbawm verfügt über schier unglaubliches empirisches Material.

Er begreift sich nach wie vor als marxistischer Historiker. In dem Sinn auch als Schüler von Marx, daß er immer aus der Empirie seine Erklärungen und Theorien entwickelt, nie umgekehrt. Er sieht im Marxismus "bei weitem den besten Zugang zur Geschichte, weil er klarer als andere Ansätze erkennt, was menschliche Wesen als Subjekte und Urheber ihrer Geschichte beeinflussen können und worauf sie als Objekte der Geschichte keinen Einfluß haben." Wobei Marx, beispielhaft, auf die vorweggenommene Weise der Wissenssoziologie auch noch die gesellschaftliche Bedingtheit historischer Vorstellung überhaupt reflektiert habe.

An dieser Stelle möchte ich nun eine, vielleicht etwas tollkühne, Verkürzung wagen: Im 11. Kapitel seines Buches "Wieviel Zukunft braucht die Geschichte", "Marx und die Geschichte", meldet der Autor plötzlich Vorbehalte gegen Marx an. Ich erlaube mir, vielleicht etwas heftiger als unmittelbar einsichtig werden kann, auf diesem Punkt herumzuhacken. Meine Vermutungen in dieser Hinsicht wurden, eher zufällig, nämlich durch eine beiläufige Bemerkung in Michael Ignatieffs Biographie des bekannten liberalen Ideen-Historikers Isaiah Berlin bestärkt. Der Kalte Krieg hatte ja im Inneren vieler westlicher Staaten auch zu einer Art von semantischen Bürgerkrieg geführt. Isaiah Berlin versuchte jedenfalls während der sog. Isaac-Deutscher-Affäre, die 1963 die englischen Akademiker beschäftigte, mit seiner Stellungnahme an den Vizekanzler der Universität Sussex die Berufung Deutschers, der damals gerade seine große Trotzki-Biographie abgeschlossen hatte, zu verhindern. Erfolgreich übrigens. Berlin hatte schweres Geschütz aufgefahren und geschrieben, Deutscher sei der "einzige Mann, dessen gleichzeitige Anwesenheit in derselben akademischen Gemeinschaft mit mir selbst ich nicht zu ertragen vermöchte." Aber, im direkten Anschluß, hinzugefügt, daß er hingegen die Kandidatur Eric Hobsbawms unterstützt hätte, weil er, Hobsbawm,

wiewohl bekannt als Kommunist, "die wissenschaftliche Forschung nicht der Ideologie" unterordne.

Hobsbawm nennt nun selber als wichtigsten Grund seines freieren Umgangs mit Marx die Tatsache, daß dieser den "geschichtlichen Prozeß bewußt nach rückwärts" untersuche, wobei er den "entwickelten Kapitalismus zum Ausgangspunkt" wähle. Hobsbawm verweist auch auf die berühmte Formulierung aus der "allgemeinen Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie": "Die Anatomie des 'Menschen' war gleichsam der Schlüssel zur Anatomie des 'Affen'." Das sei, sagt er weiter, "natürlich kein antihistorisches Verfahren. Es unterstellt, daß die Vergangenheit nicht ausschließlich oder primär aus ihren eigenen Kategorien verstanden werden kann: nicht nur, weil sie Teil eines historischen Prozesses ist, sondern auch, weil allein dieser Prozeß uns die Möglichkeit verschafft hat, bestimmte Aspekte dieses Prozesses und der Vergangenheit zu untersuchen und zu verstehen." Hobsbawm erwähnt auch das von Marx angeführte Beispiel der Kategorie der Arbeit, die erst mit der kapitalistischen Produktionsweise ihre volle Entfaltung, nämlich als "Arbeit überhaupt", erreicht habe.

Er unterstellt Marx aber, eher pauschal, eine "mögliche Lücke in der Analyse", und hält sich, wie ich es verkürzt zusammenfassen möchte, in seiner Arbeit mehr an die Marx'schen Absichten als an die Marx'schen Ansichten. Gleichgültig, ob es Hobsbawms Intention oder nur seiner Intuition zu danken ist, der Ort der Abwendung scheint bemerkenswert. Nicht, weil Marx in dieser Einleitung zum "Rohentwurf" noch viel schroffer, als es Hobsbawm zitiert, das herkömmliche Geschichtsverständnis unterläuft: "Die Grundrente", sagt Marx wörtlich, "kann nicht verstanden werden ohne das Kapital. Das Kapital aber wohl ohne die Grundrente." Grob übersetzt: Geschichte läßt sich erst von heute aus verstehen. Das Heute allerdings auch ohne die Geschichte. Viel wichtiger als diese schon weitreichende Behauptung aber bleibt die Tatsache, daß Marx in eben jener "Allgemeinen Einleitung" die methodologischen Grundlagen seiner Theorie der politischen Ökonomie, das heißt der Anatomie der bürgerlichen-kapitalistischen Gesellschaft, überhaupt skizziert hatte. In diesen Bemerkungen, so zu den verschiedenen Sphären der gesellschaftlichen Reproduktion, zu Abstraktion und Konkretion, zu Genesis und Geltung, ist die Keimzelle nicht nur der Warenanalyse, sondern all jener späteren Konzepte zu finden, die die Welt und ihre Entwicklung aus einem Prinzip heraus erklären wollen. Die dogmatisch verhärteten Schwundformen marxistischer Theorie bis hin zu dem sich bereits in seinem eigenen Begriff entlarvenden "Diatmat" möchte ich ohnehin außer acht lassen. Ich meine die theoretisch bedeutsamen Konzepte. Lukács "Geschichte und Klassenbewußtsein", und wiederum darauf basierend, die "Negative Dialektik" Adornos oder, nur theoriegeschichtlich noch interessant, weil kaum mehr wirksam geworden, Alfred Sohn-Rethel. Es scheint mir also, um endlich zur Pointe zu kommen, signifikant genug, daß ein Marxist wie Eric Hobsbawm und, (wenn auch sicher anders begründet, wie ich nebenbei als Vermutung einstreuen möchte, Ernst Bloch) sich in ihrer theoretischen Begründung gerade *nicht* auf diese marxschen

Überlegungen stützen. Die These von der Anatomie des Menschen als Grundlage der Anatomie des Affen impliziert darüberhinaus nicht nur ein evolutionäres Geschichtsverständnis, sondern bietet auch einen guten Startplatz für heilsgeschichtliche Höhenflüge.

Wenn ich mich weiter bildlich ausdrücken darf: hier dürfte erkennbar werden, wie Hobsbawm, Marxist gleichwohl, die geistige Ansteckung vermeiden konnte, die mit dieser Traditionslinie fast zwangsläufig verbunden ist. Wer den Schlüssel zur Welterklärung in der Hand zu haben meint, das "falsche Bewußtsein" seiner Gegner zu durchschauen meint, immunisiert sich auf Dauer gegen jedweden Einwand, und muß auch nicht mehr so genau auf die Empirie achten, weil ja die Richtung stimmt. Anders gesagt: Hobsbawms an jener Stelle vielleicht etwas überraschende Abwendung von Marx, gleich ob einer Intention oder einer Intuition zu danken, hat ihm die souveräne Verfügung über die verschiedensten methodischen Ansätze ermöglicht, hat ihm ermöglicht, sich, wissenschaftlich gesehen, erst in zweiter Linie als Marxist, in erster Linie hingegen stets als Wissenschaftler zu begreifen.

Unmißverständlich schreibt er entsprechend: "für jeden, der sich an der wissenschaftlichen Debatte beteiligt, muß der Wahrheitsgehalt von Behauptungen anhand von Methoden und Kriterien überprüfbar sein, die im Prinzip keiner Parteilichkeit unterliegen".

Was ihn, Eric Hobsbawm, natürlich nie daran gehindert hat, wo und wann immer es möglich und nötig war, Partei zu ergreifen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich eine - vielleicht nur systemtheoretisch zu begreifende - Pointe dieses Umstands nicht verschweigen. Denn: Hobsbawm selbst ist das Resultat einer "äußerst unwahrscheinlichen (...) Begegnung", nämlich zwischen einem intelligenten, liebenswürdigen, musikalischen und auch sportlichen jungen Engländer, der sogar als "medaillenverdächtiger Leichtgewichtsboxer" galt, und einer frischgebackenen österreichischen Abiturientin, wovon es damals, 1913, nicht viele gab, vor allem nicht in - man beachte - Alexandria, Ägypten. Vermutlich habe, schreibt Hobsbawm, im "Vorspiel" seiner großen Studie "Das imperiale Zeitalter. 1875 - 1914", diese erste Begegnung seiner (späteren) Eltern ausgerechnet in einem "Sportclub" stattgefunden. Das Ergebnis dieser Begegnung wurde am 9. Juni 1917 materiell manifest, an diesem Tag wurde Eric Hobsbawm in Alexandria geboren. Später sind seine Eltern nach Europa zurückgekehrt. Er ist erst in Wien, dann - 1931 bis 1933 - in Berlin und ab 33 schließlich in London zur Schule gegangen.

1932, noch als Schüler in Berlin, trat Hobsbawm dem "Sozialistischen Schülerbund" bei, einer Art Jugendorganisation der KPD. Zwanzig Jahre lang, von 1936 bis 1956, war er aktiver Kommunist. Danach hat er sich, ohne jedoch aus der Partei auszutreten, von ihr mehr und mehr distanziert. Seine intellektuelle Freiheit sah er nie eingeschränkt, wenngleich er einräumt, bestimmte Themen, etwa den Gulag, vielleicht deshalb gemieden zu haben. Er sei zwar immer das Risiko eingegangen,

ausgeschlossen zu werden. "Aber ich wollte damals nicht selbst austreten, weil ich mich nicht in der Gesellschaft all der Exkommunisten wiederfinden wollte, die Antikommunisten geworden waren. Ihn habe, sagt Hobsbawm in dem Buch "Das Gesicht des 21. Jahrhunderts. Ein Gespräch mit Antonio Polito", der Charakter Andrew Carnegies fasziniert, von dem die Einsicht stammt: "Ein Multimillionär, der als Multimillinar stirbt, hat sein Leben verschwendet." Das Problem sei eben nicht "der Wunsch nach einer besseren Welt, sondern der Glaube an die Utopie einer vollkommenen Welt". In einem Gespräch mit Peter Glotz bestätigte er ergänzend, noch immer "an die Befreiung der Menschheit" zu glauben.

Gleichzeitig hat Hobsbawm aber nie an dem liberalen Postulat gezweifelt, daß kein gegenwärtiges Opfer für eine bessere Zukunft zu rechtfertigen sei.

Patrick Bahners hat in diesem Zusammenhang Hobsbawms opus magnum "Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts" sogar als Autobiographie lesen wollen und zwar als die einzige Art von Autobiographie, die ein marxistischer Historiker schreiben dürfe: "Das individuelle Leben wird in den kollektiven Zusammenhang eingerückt. Der Gang der Weltgeschichte verdeutlicht, weshalb der Historiker sie so gedeutet hat, wie er sie gedeutet hat." Bahners hört eine tiefe Melancholie aus diesem Buch heraus, weil er hinter dem chronologischen Sachverhalt die Rücknahme der eschatologischen Verheißung der marxistischen Geschichtsphilosophie vermutet. Melancholie, das dürfte richtig sein. Nur hat sie kaum etwas mit der eschatologischen Verheißung zu tun. Hobsbawm hat, das zeigt seine Besprechung von Blochs "Prinzip Hoffnung" aus dem Jahr 1961 sehr deutlich, mit dem nüchternen Blick des Briten, alle romantisch, naturphilosophisch, heilsgeschichtlichen Motive abgelehnt. "Blochs philosophische Herkunft" sei, sagte er ganz trocken, "unmarxistisch, oder vielmehr nur zu einem Drittel marxistisch." Schon Hobsbawms frühe Arbeiten über die Banditen und Sozialrebelln zeichnen sie eher durch klare Unterscheidung denn durch schwärmerische Verklärung aus. Die lange Reihe reicht von Robin Hood bis hin zu dem katalanischen Banditen "El Quico", der nach dem spanischen Bürgerkrieg seinen Privatkrieg gegen das Franco-Regime führte, bis er 1960 von der spanischen Polizei erschossen wurde. Hobsbawm unterscheidet ganz penibel zwischen proletarischem Kampf und plebejischem Aufstand, das heißt zwischen revolutionären und rebellischen Bewegungen. Er gestattet sich zwar die romantische Regung: "Robin Hood ist denn auch unser Held und wird es sein und bleiben." - beharrt aber nichtsdestoweniger streng auf der erforderlichen Differenzierung. Die "eschatologische Verheißung" ist ihm, durchaus im Unterschied zu Bloch, allenfalls in Form einer als solche auch bezeichneten "Hoffnung" gestattet. Ebenso ist ihm der frühsozialistische Überschwang, der in der deutsche Arbeiterbewegung noch lange Zeit spürbar war, eher suspekt geblieben.

Gleichwohl trägt "Das Zeitalter der Extreme" durchaus die Züge einer auch persönlichen Bilanz. Wobei, diese Ironie der Geschichte läßt sich schwerlich übersehen, Hobsbawms Geburtsjahr mit dem Beginn des, wie

er es selbst definierte, "kurzen" zwanzigsten Jahrhunderts, dem Jahr der russischen Revolution zusammenfällt. Hier schreibt ein Zeitgenosse als Fachhistoriker und der Fachhistoriker als Zeitgenosse.

Das Buch entstand nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Diese "Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts" sucht damit durchaus die Antwort auf die Bloch'sche Frage - nach der Hoffnung. Was ist nach den großen Katastrophen, nach dem Ende der großen Imperien, nach dem Ende des Sozialismus und, wie Hobsbawm ebenfalls konstatiert, nach dem Tod der künstlerischen Avantgardebewegungen davon noch geblieben? In der einleitenden "Vogelschau" zitiert Hobsbawm Isaiah Berlin: "Ich habe fast das ganze zwanzigste Jahrhundert erlebt, ohne persönliche Not zu erleiden (...) In meiner Erinnerung ist es nur das schrecklichste Jahrhundert in der Geschichte des Westens." Und es habe, wie Yehudi Menuhin noch hinzusetzt: "alle Illusionen und Ideale zerstört."

Aber. Nein, an dieser Stelle folgt bei Hobsbawm kein "aber". Er beschreibt vielmehr, sehr nüchtern und ohne aufzurechnen, die verschiedenen Phasen des eben vergangenen Jahrhunderts - der "Extreme". Das Zeitalter der Katastrophen, das Goldene Zeitalter, das zumindest den Menschen im Westen den bislang größten allgemeinen Wohlstand beschert hat, und, "Erdrutsch" genannt, die kritische Entwicklung der letzten fünfundzwanzig Jahre, mit dem Ende des Sozialismus. Das Fazit: "Der Zusammenbruch des einen Teils der Welt enthüllte die Malaise des anderen."

Es ist also nicht, zumindest nicht nur die Trauer eines Marxisten, der Abschied von seinen Hoffnungen nehmen muß. Es ist vor allem die klare Einsicht, daß mit dem Zusammenbruch des 'real existierenden Sozialismus' noch keines der dringenden Probleme der westlich-kapitalistischen Gesellschaft gelöst wurde.

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf Hobsbawms reservierte Haltung angesichts der Marxschen Überlegungen in der Einleitung zum Rohentwurf. Und, damit auch, auf mein Motiv, so darauf herumzuhacken. Mir erscheint diese Abwendung nämlich nicht nur als eine Art Übergang bedeutsam, von einem, sagen wir, wissenschaftstheoretisch abgedichteten Marxismus zu einem universellen Humanismus. Sondern zugleich, und da sehe ich - von außen, eine fremde Zunft betrachtend - das eigentliche Spezifikum: von der traditionell bornierten Geschichtswissenschaft zur Universalgeschichte. Eine Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts zu schreiben, die auch noch die Entwicklung der Naturwissenschaften und Technologie und sogar die Künste einbezieht, das ist, für jeden Laien unmittelbar einsichtig, ein tollkühnes Unterfangen. Hobsbawm hat auf diesem Gebiet, so weit ich das übersehe, keine Konkurrenz zu fürchten. Gewiß, da ist mal an seiner Periodisierung herumgemäkelt, da sind diese und jene Einwände erhoben worden, im ganzen aber ist dieses Unternehmen auf stets respektvolle und teilweise begeisterte Zustimmung gestoßen.

"Das Zeitalter der Extreme" darf als die Antwort der Geschichtsschreibung auf die veränderten Bedingungen des globalisierten Kapitalismus am Ende des 20., am Beginn des 21. Jahrhunderts verstanden werden.

Der letzte deutsche Historikertag, Ende September in Aachen, stand unter dem Motto: "Eine Welt - eine Geschichte?". Die deutschen Historiker haben diese Fragestellung in sage und schreibe *achtundfünfzig* Sektionen verhandelt. Als Heilmittel gegen solche Kleinkrämerei genügt womöglich schon dieses eine Buch - "Das Zeitalter der Extreme".

Hobsbawm sieht nun allerdings unsere Entwicklung alles andere als optimistisch. Am Ende resümiert er nüchtern:

"Wir wissen nicht, wohin wir gehen. Wir wissen nur, daß uns die Geschichte an diesen Punkt gebracht hat, und wir wissen auch, weshalb". In der kommunistisch-kapitalistischen Allianz gegen den Faschismus sieht er das "entscheidende Moment" in der Geschichte des vergangenen Jahrhunderts, durch das die weitere Entwicklung wesentlich bestimmt wurde.

"Doch", so fährt er in seinen Fazit fort: "eines steht völlig außer Frage. Wenn die Menschheit eine erkennbare Zukunft haben soll, dann kann sie nicht darin bestehen, daß wir die Vergangenheit oder Gegenwart lediglich fortschreiben. Wenn wir versuchen, das dritte Jahrtausend auf dieser Grundlage aufzubauen, werden wir scheitern. Und der Preis für dieses Scheitern, die Alternative zu einer umgewandelten Gesellschaft, ist Finsternis."

Hobsbawm zitiert irgendwo einmal einen chinesischen Fluch: "Du sollst in interessanten Zeiten leben."

Er selbst hat in einer 'interessanten' Zeit gelebt, aber alles, alles, was in seinen Kräften stand, dafür getan, daß wir, seine Kinder und Enkel, es einmal langweiliger haben sollen. Sollte es uns, was ja zu hoffen ist, tatsächlich einmal langweilig werden: auch für diesen Fall hat er vorgesorgt - durch seine Bücher.

Ernst Bloch meinte einmal falsch, alles zwischen Hegel und Karl May sei nur eine unreine Mischung. Eric Hobsbawm hätte er, da bin ich mir sicher, als Ausnahme durchgehen lassen.

Ludwigshafen, 5. November 2000

© Martin Lüdke

Die Laudatio ist - leicht verändert - abgedruckt in:
Schweizer Monatshefte, Heft 3/März 2001, S. 38-43